BLAULICHT

210

Gerhard Johann ★★★★★★

Die Leiche zum Frühstück

Blaulicht 210

Gerhard Johann
Die Leiche zum Frühstück

Kriminalerzählung

Verlag Das Neue Berlin

1. Auflage
© Verlag Das Neue Berlin, Berlin · 1981
Lizenz-Nr.: 409-160/103/81 · LSV 7004
Umschlagentwurf: Schulz/Labowski
Printed in the German Democratic Republic
Gesamtherstellung: (140) Druckerei Neues Deutschland, Berlin
622 470 4
DDR 0,25 M

Daß ich gern und ausgiebig frühstücke, vor allem am Wochenende, wissen alle, die mich kennen. Meinen Kaffee, es handelt sich dabei um eine vorzügliche, stark geröstete Sorte, brühe ich zuerst. Er soll Zeit haben, sein unvergleichliches Aroma auf das heiße Wasser zu übertragen. In der Zwischenzeit bringe ich Wurst und Schinken herbei – Marmelade zum Frühstück verabscheue ich ebenso wie Eier –, baue Teller, Tasse und Besteck auf, stelle die Butter dazu und stecke die ersten Scheiben Brot in den Toaster. Während sie sich langsam goldbraun färben, rühre ich den Kaffee durch und schalte das Radiogerät ein. Das alles wiederholt sich in fast derselben Abfolge an jedem Morgen.

Am neunten Februar dieses Jahres, einem Sonnabend, wurde ich während der Frühstücksvorbereitungen durch das Läuten des Telefons aufgeschreckt. Ich muß zugeben, daß ich Leute, die mich vor dem Frühstück anrufen, hasse. Es fällt mir nicht leicht, meinen Unmut über eine solche Störung zu unterdrükken. Ich kann da sehr grob werden. Meist bedaure ich solche Entgleisungen zwar hinterher, aber bei der nächsten besten Gelegenheit verhalte ich mich nicht anders.

Aus dem Hörer vernahm ich eine Frauenstimme, die mir unbekannt war. Die Frau fragte – eine nach meiner Meinung völlig überflüssige Sache –, ob sie wirklich mit dem Behördenangestellten, Herrn Gunter Mirschner, verbunden sei. Ich hatte mich schließlich mit meinem Namen gemeldet. Nachdem ihre Zweifel beseitigt waren, kam sie zur Sache.

Sie nannte die Adresse eines gewissen Alois Blumsack, eine kleine, kaum bekannte Straße am Rand der Stadt, die ich mir nur gemerkt hatte, weil ich dort vor Jahren im Spätsommer einmal herrliches Heidekraut entdeckt hatte. Seitdem suche ich diese Gegend, falls ich die Zeit nicht verpasse, jedes Jahr im

August auf, um mir einen Strauß Heidekraut für den Winter zu sammeln.
Da ich hörte, daß mittlerweile das Wasser zu kochen begann, wurde ich ungehalten und machte das der Frau am Telefon mit einer unmißverständlichen Bemerkung klar. Sie ließ sich jedoch nicht irritieren, sondern fuhr fort und sagte wörtlich: „Gehen oder fahren Sie sofort zur Lerchenzeile, was wohl nicht zuviel verlangt ist, Sie werden dort Nummer fünfzehn einen Bungalow finden. Das Gartentor und die Haustür sind unverschlossen. Das niedrige Gebäude enthält nur drei Räume. Sie betreten den, der gegenüber der Eingangstür liegt. Dort finden Sie einen kranken Mann, der dringend ärztliche Hilfe braucht. Fahren Sie ihn vorsichtig ins Krankenhaus oder zu einem Arzt. Sie haben doch einen Wagen..."
Ich geriet nun in Zorn. Was dachte sich diese Fremde? Ich bin weder Arzt noch Fahrer eines Krankenwagens, ich bin auch nicht die Feuerwehr oder so etwas. Ich habe nicht einmal bedeutende Kenntnisse in Erster Hilfe, und mein Wagen, nun, das ist auch nur ein Trabant, Baujahr 1969.
Ich holte tief Luft, um es ihr zu geben, merkte jedoch, daß sie aufgelegt hatte. Das ruhige Ditt-daa des Amtszeichens zeigte, daß die Leitung wieder frei war.
Wäre ich nur nicht ans Telefon gegangen. Ich redete mir ein, daß es nicht nötig sei, etwas zu übereilen. War ich überhaupt zu einer Hilfe dieser Art verpflichtet? Ich wußte nicht einmal, ob dies vielleicht nur ein übler Scherz war. Klang die Stimme der Frau nicht sehr unsicher und erregt? Warum tat sie nicht selber, was sie von mir verlangte?
Ich brühte den Kaffee auf und begann zu frühstücken. Allerdings nicht so ruhig, wie ich es vorhatte, sondern etwas fahrig und noch immer den Anruf der Fremden bedenkend. So zu essen, halte ich für sehr schädlich. Niemals würde ich beim Frühstück eine Zeitung lesen. Wenn der Magen arbeitet, soll das Gehirn ausruhen, ist eine meiner Devisen. Doch an diesem Morgen zwangen mich die Ereignisse, dagegen zu verstoßen. Ich kaute automatisch, dabei gingen mir alle möglichen Gedanken durch den Kopf. So war ich bereits nach der Hälfte der Zeit, die ich mir sonst nahm, fertig.
Ich räumte nicht einmal das Geschirr in die Küche, sondern ging wie unter einem Zwang an meinen Schreibtisch, holte den Wagenschlüssel, lief zur Garage, stieg in den Trabant, raste los

und war wenige Minuten später in der Lerchenzeile. Ohne Mühe fand ich die Nummer fünfzehn und parkte den Wagen vor dem Grundstück. Es schien alles so zu sein, wie es von der Fremden beschrieben war. Das Gartentor stand offen.
Ich zögerte dennoch. War ich befugt, allein auf einen anonymen Telefonanruf hin ein fremdes Grundstück und Haus zu betreten? Wie sollte ich meine Anwesenheit erklären, träfe jemand im Haus auf mich? Was könnte mir zustoßen, würde ich von einem solchen Hausbewohner – durchaus zu Recht – angegriffen oder bedroht? Beispielsweise könnte ein Hund über mich herfallen, was dann? Mir kamen auch andere Einwände in den Sinn: Angenommen, diese Frau oder Komplizen von ihr hätten zuvor einen Einbruch verübt und versuchten nun, den Verdacht auf mich zu lenken?
Kurzum, die Gefühle, die mich beim Betreten des Grundstücks bewegten, waren nicht die besten, sie beruhigten mich nicht. Trotzdem schob ich sie beiseite; denn vielleicht ging es doch um die dringend benötigte Hilfe für einen kranken Menschen. Ich ging in das Haus und ahnte nicht, daß dieser Entschluß verhängnisvolle Folgen haben sollte.
Das Grundstück sah zu dieser Jahreszeit so aus wie die meisten. Reste von Blättern aus dem Vorjahr, da und dort Schneetupfen, taschentuchgroß und grau verfärbt, angehäufelte Rosenstöcke und mit Tannengrün gegen Frost Gesichertes. Nichts war zweifelsfrei zu erkennen, über allem lag ein neblig-grauer, naßkalter Schleier.
Ich öffnete die Haustür. Sie war tatsächlich unverschlossen, wie die Frau am Telefon es behauptet hatte. Die Diele war winzig, bot aber zwischen drei Türen noch Platz für eine Garderobeneinrichtung, einen Spiegel sowie zwei eigentümliche Emaillearbeiten.
Ich sollte die gegenüberliegende Tür öffnen, hatte die Frau gesagt. So klopfte ich an die Tür. Ich erschrak. Das Geräusch wirkte in der Stille des Hauses wie das Dröhnen eines Dampfhammers. Als sich nichts rührte, legte ich die Hand auf die Klinke. Nun kam es darauf an: Sollte ich öffnen, oder sollte ich umkehren? Noch war Zeit, mich vor allem, was ich da finden mochte, zu bewahren. Doch wieder fiel mir ein, daß die Frau von einem Kranken gesprochen hatte, von einem, der dringend Hilfe brauchte. So raffte ich mich endgültig auf, schob alle Skrupel beiseite und betrat das Zimmer.

Mein Blick fiel sofort auf einen Mann, der mir den Rücken zukehrte. Er saß an einem Schreibtisch, der vor dem einzigen Fenster des Zimmers stand. Doch ich muß mich korrigieren: Der Mann saß nicht etwa kerzengerade auf dem Sessel, sondern lag halb auf dem Schreibtisch, als sei er über einer Arbeit eingenickt. Ich hustete laut, um mich bemerkbar zu machen, doch nichts geschah. Dann rief ich „Hallo", was einem gerade in solch einer Situation einfällt. Aber das bewirkte auch nichts. So blieb mir nichts weiter übrig, als die drei oder vier Schritte zu machen, die mich von dem Fremden trennten.
Da stand ich nun neben ihm. Ich sagte laut: „Brauchen Sie Hilfe?"
Er schien fest zu schlafen. Ich streckte den rechten Arm aus und legte meine Hand auf seine Schulter, um ihn wachzurütteln. Von dieser Berührung rutschte er zur Seite und glitt langsam zwischen Sessel und Schreibtisch zu Boden.
Mir drehte sich der Magen um. Wahrscheinlich war ich blaß wie ein Tischtuch. Es bestand kaum ein Zweifel, der Mann war tot. So war ich also zu spät gekommen? Ich stand da wie vom Blitz getroffen, unfähig, diese Situation schnell zu begreifen und zu verarbeiten. Zuerst begann ich mich wieder zu bewegen. Ich lief in dem fremden Zimmer hin und her. Mir kam in den Sinn, nach einem Spiegel zu suchen, um ihn dem Mann vorzuhalten, so könnte ich feststellen, ob er noch atmete. In Kriminalfilmen hatte ich dergleichen des öfteren gesehen. Überhaupt schöpfte ich alle Einfälle, die mir dann kamen, aus Kriminalromanen oder -filmen. Ich erschrak erneut, weil mir bewußt wurde, daß ich die Stellung des Mannes verändert hatte. Das war ein schwerer Fehler, denn am Tatort darf nichts berührt werden, bevor die Kriminalpolizei eingetroffen ist. Kriminalpolizei? Was für ein krauses Zeug kam mir da in den Sinn? Rechnete ich mit einem Verbrechen? War ich selbst in eins verflochten? Die Gedanken, die mir kamen, glichen Lichtreflexen, einer leuchtete auf, und während er erlosch, blitzte schon der nächste und der übernächste. Was sollte ich tun?
Daß ich diesem Mann nicht helfen konnte, hatte ich deutlich vor Augen. Mein Blick fiel auf das Telefon. Sollte ich die bekannten drei Zahlen drehen? Die Frau fiel mir ein. Ich kannte sie nicht. Aber es stand außer Zweifel, daß sie mich kannte. Wie hätte sie mich sonst anrufen können? Machte ich mich aus dem Staub, könnte sie bezeugen, daß ich hier gewesen bin. Damit

würde aber alles noch schlimmer. So nahm ich endlich den Hörer ab und wählte die Eins-eins-null.
Eine nüchterne Stimme meldete sich. Sie klang ebenso korrekt wie unbeteiligt. Ich wünschte mir, ich hätte soviel Fassung und Beherrschung, wie von ihr ausging.
Ich begann etwas zu stammeln, womit ich die Situation zu beschreiben versuchte. Der Teilnehmer am anderen Ende schien Erfahrung mit solchen Situationen zu haben. Er stellte präzise Fragen: Wie ist Ihr Name? Wo befinden Sie sich? Wer ist der Tote? Gibt es andere Zeugen? Und so weiter.
Ich beantwortete alles automatisch und mit heiserer Stimme. Dann kam die letzte Anweisung aus dem Telefon: Bleiben Sie dort, bis ein Funkstreifenwagen eintrifft, verändern Sie nichts, und achten Sie darauf, daß auch von anderen nichts verändert wird.
Ich fühlte mich etwas wohler. Ich war nun nicht mehr ganz allein mit diesem Toten. Andere wußten davon und würden bald hier sein, Leute, die es gewohnt waren, mit solchen Situationen fertig zu werden.
Ob die Zeit dahinschlich oder raste, war mir nicht bewußt. Ich fühlte nur, daß die Spannung aus mir wich. Mein Magen schien mir wieder normal zu arbeiten. Ich verspürte hin und wieder sogar den Wunsch, das unvollendete Frühstück in Ruhe fortzusetzen.
Immerhin fühlte ich mich nun in der Lage, den Toten näher zu betrachten. Der Mann war nicht sehr groß. Er war schlank und hatte ein schmales, bleiches Gesicht. Der Bart, der sein Kinn verbarg, war eisgrau. Irgendwie grinste er, als belustige ihn die Zwangslage, in die ich geraten war, die ihm aber nichts mehr bedeutete.
Es war wenig sinnvoll, angesichts dieses Unbeweglichen zu spekulieren, was er wohl zuletzt gedacht oder vorbereitet haben könnte.
Ich riß mich los. Warum kam der Funkstreifenwagen nicht? Je mehr Zeit verstrich, desto mehr verlor ich von der gerade gewonnenen Entspanntheit, desto bedrängender kehrten die Empfindungen von Furcht und Ausgeliefertsein in eine ausweglose Lage zurück. Um mich abzulenken, begann ich den Schreibtisch zu inspizieren. Es lag dort nichts, was unüblich gewesen wäre. Eine Holzschale mit Blei- und Filzstiften, dazwischen Büroklammern und Reißzwecken. Eine grüne

Unterlage, noch fast unbenutzt. Ein Tageskalender, richtig eingestellt. Ein Telefonmerkbuch. Und ein Taschenkalender.
Dieses Büchlein interessierte mich. Meine Furcht, etwas zu verändern, war vergessen. Ich nahm den Taschenkalender in die Hand und begann darin zu blättern. Er enthielt nicht viele Eintragungen. Meist waren es Uhrzeiten mit einzelnen Buchstaben. So stand etwa am zweiten Januar eine Dreizehn und dahinter B. Ich blätterte weiter bis zu zu den üblichen Kalenderfüllern, Maße, Gewichte, Postgebühren, die längsten Flüsse und die höchsten Berge, und am Ende fand ich das Anschriftenverzeichnis. Einer plötzlichen Eingebung folgend, schlug ich den Buchstaben M auf und fand zu meiner großen Überraschung dort – unter anderen – meinen Namen. Daneben stand meine dienstliche Telefonnummer und meine private. – Doch ich kannte den Mann nicht, hatte ihn nie gesehen, das stand unzweifelhaft fest! Da hörte ich eine Stimme hinter mir. „Sind Sie der Herr, der angerufen hat?"
Ich erschrak heftig. Während der Lektüre des Notizbuches hatte ich überhört, daß jemand ins Haus gekommen war. Ich wandte mich um und sah einen Volkspolizisten. Wahrscheinlich gehörte er zur Besatzung des angekündigten Funkstreifenwagens. Für mein Tun schien er sich nicht besonders zu interessieren. Dafür betrachtete er den Toten um so intensiver. Erst als er sich von der Leiche abwandte, kam ich ihm ins Blickfeld. Er deutete auf einen Stuhl, der zwei Meter entfernt stand, und forderte mich auf, dort zu warten, bis die diensthabende Gruppe der Kriminalpolizei – wie er sich ausdrückte – eingetroffen sei.
Danach verließ er das Zimmer, vielleicht, um diese diensthabende Gruppe zu unterrichten. Kurze Zeit später war er wieder zurück. Er behielt mich – etwas mißtrauisch, wie ich fühlte – im Auge. Nach einiger Zeit – ich weiß nicht, ob es nur Minuten oder eine halbe Stunde oder noch länger dauerte – kam ein jüngerer, hoch aufgeschossener Mann im grauen Anzug. Ich fand, er war sehr korrekt gekleidet, als wolle er einen Stadtbummel mit Cafébesuch machen. Er stellte sich als Oberleutnant K. vor. Ganz genau hatte ich den Namen nicht verstanden.
Mir fiel der Taschenkalender ein. Ich hielt ihn noch immer in der Hand. Es mußte doch jeder sehen, daß ich etwas Unerlaubtes getan hatte. Dieses Büchlein in meinem Besitz be-

wies, daß ich etwas verändert, angerührt oder durcheinandergebracht hatte. Ich, ein Nichtbefugter. Ich wurde immer unsicherer.
„Angenehm", stotterte ich als Erwiderung auf die Vorstellung des Oberleutnants. Und eilfertig, um unnötigen Fragen zuvorzukommen: „Ich bin Gunter Mirschner."
Der Mann im grauen Anzug trat ebenso wie sein Vorgänger, der Volkspolizist, an die Seite des Toten. Er betrachtete ihn eine Zeitlang.
„Haben Sie die Leiche so vorgefunden?"
„Nicht ganz so."
„Was soll das heißen?"
Ich erklärte dem Oberleutnant, wie ich versucht hatte, den Mann nach vergeblichen Anrufen wachzurütteln, und wie er dabei vom Sessel gerutscht sei.
Er nickte.
„Haben Sie sonst etwas verändert?"
„Nein."
„Und das Büchlein, gehört das Ihnen?"
Ich sah so erstaunt auf den Taschenkalender, als sei es mir unerklärlich, wie er in meine Hände gekommen sein sollte.
„Nein, das ist ein Notizbuch von Herrn Blumsack. Es lag auf dem Teppich, da habe ich es aufgehoben", log ich.
Nun tat ich das, was man immer tut, wenn man einer konstruierten Wahrheit auf die Beine helfen will, ich redete und redete. Vielleicht habe ihn die Leiche, Verzeihung: Herr Blumsack, beim Hinabrutschen mitgerissen, vielleicht sei das Büchlein ihm aber schon vorher aus der Hand gefallen, vielleicht habe es auch schon länger da unten gelegen... Ich hätte mich danach gebückt und es aufgehoben, nur der Ordnung halber, und dann sei der Mann vom Funkstreifenwagen ins Zimmer getreten.
Der Oberleutnant unterbrach meinen Redefluß.
„Geben Sie es her."
Ich überreichte den Kalender, froh, ihn los zu sein.
Der Oberleutnant drehte und wendete das Büchlein – dabei mußten alle früheren Fingerabdrücke verwischt werden –, dann begann er mit dem Zeigefinger der Rechten Seite um Seite umzublättern, aber er tat es, wie man in einer Buchhandlung einen Band durchsieht, unentschlossen und nur mäßig interessiert. Vielleicht täuschte ich mich. Hatte er – mit solchen

Dingen vertraut – längst meinen Namen entdeckt? Als er das Notizbuch in seine Jackentasche steckte, betrat ein weiterer Zivilist den Raum.
Das schien für den Oberleutnant das Signal zu sein, er ging jetzt hinaus, und ich hörte, wie er den Mann des Funkstreifenwagens anwies, seinen normalen Dienst wiederaufzunehmen.
Der Eingetretene, ein kleiner Dicker mit vergnügtem Gesicht, trat auf mich zu und gab mir die Hand. Er nannte einen Namen und sagte, er sei der Kriminaltechniker. Seine Freundlichkeit half mir etwas aus der Patsche, in die ich durch den Notizkalender geraten war. Ich wunderte mich nicht, noch einen Zivilisten kommen zu sehen. Er beachtete mich überhaupt nicht, sondern hantierte sofort mit einer Kamera in der Nähe des Toten.
Ich setzte mich wieder auf den Stuhl, den mir der Volkspolizist des Streifenwagens zugewiesen hatte. Er war für mich so etwas wie ein Asyl, ein Refugium, vielleicht auch wie eine Art Zelle. Dennoch fühlte ich mich auf diesem Stuhl recht sicher und konnte dem mir unerklärlichen Treiben zusehen. Während der Fotograf seine Aufnahmen schoß – bei jedem Blitzen schreckte ich zusammen –, streute der kleine Dicke mit dem vergnügten Gesicht etwas auf den Schreibtisch und andere Möbelstücke, hantierte mit Pinsel und Klebestreifen, nur der Oberleutnant lief umher und schien nachzudenken, zu kombinieren. Wahrscheinlich besichtigte er aber nur die anderen Räume des Hauses.
Die Tür des Zimmers, in dem wir uns befanden, stand jetzt offen. So sah ich den nächsten Ankömmling schon von weitem. Er hatte es glücklicherweise auch nicht auf mich abgesehen, sondern sprach sogleich mit dem Oberleutnant. Dann beugte er sich zu dem Toten und untersuchte ihn eingehend.
Ich fühlte mich wie ein Möbelstück auf einem Speicher. Plötzlich fiel mir das Frühstück ein. Ich war noch immer nicht darüber hinweg, daß ich so jäh gestört worden war. Zwar verspürte ich keinen Hunger, nicht einmal Appetit, doch ich begann mich nach der eigenen Wohnung zu sehnen, nach Gerüchen, die mir vertraut waren, nach Türen, die nicht offenstanden, und nach Leuten, die ich kannte.
„Sie begleiten mich bitte zum Kreisamt."
Das war der Oberleutnant, dessen Arbeit hier beendet schien.

Er habe einige Fragen und wolle meine Auskünfte protokollieren.
Das erste, was ich in dem B 100 entdeckte, war ein großer schwarzer Schäferhund. Er sah noch gefährlicher aus, als er zu sein schien. Vielleicht war er aber auch gefährlicher, als er aussah. Wider Erwarten tat er mir gar nichts, obwohl ihn sein Herr – der Hundeführer, den ich erst nach der Kreatur entdeckte – nur lose an der Leine hielt. Die Furcht vor Hunden, besonders vor großen, muß mir angeboren sein. Zwar muß ich gestehen, daß ich noch nie gebissen worden bin, aber es gibt Instinkte.
Meinen Trabi hatte ich total vergessen. Ich erinnerte mich an ihn, als sich mein Schreck über den Hund gelegt hatte. Sollte der Wagen hier stehenbleiben? Ich wartete, bis der Oberleutnant kam, und schilderte ihm mein Problem. Er zeigte Verständnis und erlaubte mir, im eigenen Wagen hinter dem B 1000 her zum Kreisamt zu fahren. Auf Grund dieses Vertrauensbeweises mußte sich wohl der gegen mich bestehende Verdacht in Grenzen halten.
Bevor wir in die Nebenstraße einbogen, in der das Kreisamt lag, mußten wir den Gegenverkehr vorbeilassen. Es war eine lange Schlange von Wagen. Wahrscheinlich waren sie von einer geschlossenen Bahnschranke gestaut worden.
Ich sah mich ein wenig um und entdeckte auf gleicher Höhe ein Schaufenster, in dem unbeweglich ein Hund saß. Er schien die Taschen, Täschchen, Beutel und Riemen zu bewachen, die um ihn herum lagen. Ich steckte ihm aus sicherer Entfernung die Zunge 'raus und drohte mit der Faust. So reagierte ich den Schreck vor dem Schäferhund in dem B 1000 ab, doch den Terrier im Schaufenster berührte das nicht. Er war ausgestopft.
Kaum angefahren, hielten wir vor dem Kreisamt, obwohl das nicht gestattet war. Was konnte mir schon zustoßen in dieser Begleitung. Der Oberleutnant machte mir ein Zeichen, daß ich warten sollte, dann fuhr er seinen Wartburg hinein. Er kam zu Fuß wieder heraus und zeigte mir einen Parkplatz, der nur dreißig Meter entfernt lag. Danach sollte ich auf sein Zimmer kommen, erster Stock, Nummer zwölf.
Ich zeigte der Wache meinen Ausweis und stieg zum ersten Stock des Gebäudes hoch.
Der Oberleutnant saß hinter seinem Schreibtisch.

„Sie sind Günter Mirschner?"
„Verzeihung: Gunter. Eine Kleinigkeit, aber es muß alles seine Ordnung haben."
Er verstand.
„Wann sind Sie geboren?"
„Am 31. Mai 1933 in Cottbus."
Ich hatte mehr geantwortet, als gefragt worden war. Doch vielleicht ging es so schneller. Ich habe auch nie darüber nachgedacht, ob Geburtsdaten oder Geburtsorte wichtiger sind.
Der Oberleutnant belohnte meinen Eifer nicht.
„Seit wann kennen Sie Herrn Blumsack?"
„Ich kenne ihn gar nicht. Überhaupt nicht. Heute habe ich ihn zum ersten Mal gesehen. Doch da war er schon nicht mehr Herr Blumsack, sondern eine Leiche."
„Wie kommen Sie in die Wohnung des Verstorbenen, wenn Sie Herrn Blumsack vorher nicht gekannt haben?"
Das mußte erwartet werden. Ja, wie bin ich dahin gekommen? In den April hat man mich geschickt. Durch diesen Anruf. Mitten in mein Frühstück hinein. Aber dergleichen sagte ich nicht. Ganz genau berichtete ich, was sich seit meinem mißlungenen Frühstück ereignet hatte.
„Eine Frau hat Sie angerufen?"
„Ja."
„Und Sie behaupten, diese Frau nicht zu kennen?"
„Eine Bekannte war es nicht. Und ihren Namen hat die Frau nicht genannt."
„Da sind Sie also auf einen anonymen Anruf hin losgefahren?"
„Bedauerlicherweise ja. Aber bedenken Sie, diese Frau hatte mich zu einer Hilfeleistung aufgefordert. Was sollte ich da tun? Wäre ich nicht aufgebrochen, hätte ich einfach alles ignoriert, säße ich vielleicht auch in der Tinte – wegen verweigerter Hilfeleistung."
Der Oberleutnant überging meine etwas gereizten Bemerkungen.
„Wie alt schätzen Sie die Frau?"
„Ich weiß nicht recht. Bei einer Telefonstimme ist das schwer zu schätzen. Ich würde sagen: Sie war älter als sechzehn und jünger als sechzig."
„Hatten Sie den Eindruck, daß es ein Ferngespräch war?"
„Eigentlich nicht."
„Sprach diese Frau einen Dialekt? Etwa Platt oder Sächsisch?"

„Mir ist nichts dergleichen aufgefallen."
„War sie gewandt im Reden, oder verwechselte sie mir und mich?"
Ich schüttelte den Kopf.
„Was denn?"
Der Oberleutnant war mit solcher Reaktion unzufrieden. Kopfschütteln ist keine Antwort. Aber mit der Analyse der Sprechweise von der Anruferin hatte ich mich noch nicht beschäftigt. So war mein Verhalten mehr eine Abwehr. Ich brauchte Zeit, mich an die Stimme zu erinnern.
„Sie war nicht ungewandt. Sie machte den Eindruck, als sei sie das Telefonieren gewohnt."
Erst jetzt sah ich, daß sich der Oberleutnant Notizen machte. Plötzlich stand er auf und hielt mir die Hand zum Abschied hin. „Das wäre es erst einmal, Herr Mirschner. Sie haben doch nicht die Absicht zu verreisen? Es ist wahrscheinlich, daß ich im Verlauf der Untersuchungen noch weitere Fragen an Sie habe."
Nein, verreisen wollte ich nicht.
Als ich das Kreisamt verließ, schaute ich mich in den Gängen um, ob da nicht irgendwo eine Tür mit festem Riegel wäre. Doch ich entdeckte nichts. Ich staunte ein wenig, daß ich nach alledem die Wache zur Straße so unbehindert passieren konnte. Der dort sitzende Obermeister wünschte mir freundlich ein „Auf Wiedersehen". Und ich ahnte, daß er damit bestimmt recht behalten sollte.
Es ist eigenartig, am frühen Morgen wäre mir ein solcher Verlauf des Vormittags nicht in den Sinn gekommen. Kein Gedanke daran, daß ich irgendeinem Menschen etwas Böses zugefügt haben könnte. Doch diese Meinung über mich selbst hatte einen leichten Riß bekommen. Die Sache mit dem Toten in der Lerchenzeile fünfzehn war mir unerklärlich. Erst allmählich, nachdem ich meinen Namen im Notizkalender des Toten entdeckt, dem geschäftigen Treiben der Kriminalisten zugeschaut und das Verhör im Volkspolizeikreisamt hinter mir hatte, kamen mir leichte Zweifel an meiner Unschuld auf. Es gab Leute, die mich in eine Verbindung zu dem Tod des Herrn Blumsack brachten. Aber was hatte ich getan? Wo lag mein Anteil an Schuld?
Ich sah den Imbißstand mit Bock- und Bratwürsten, daneben am Rinnstein ein Rudel Tauben, das an den Brotresten pickte,

jede mißgönnte den anderen die großen Brocken, sie zerrten sie sich gegenseitig aus den Schnäbeln. Sie führten einen erbitterten Krieg um die Nahrung, obwohl sie insgesamt gut genährt waren, diese Symbole des Friedens. Es belustigte mich, dann und wann einen Sperling mitten unter die für ihn doch wie Saurier anmutenden Vögel fliegen zu sehen, um ihnen mutig und frech mal hier, mal dort einen Bissen zu entreißen. Geschickt wichen die Spatzen den wütenden Schnabelhieben der Tauben aus und führten meist ihre Beute mit einem Senkrechtstart an einen sicheren Ort.
Nur selten esse ich Bockwurst an einem Imbißstand. Ich ziehe es vor, ein Speiselokal aufzusuchen, warte geduldig auf die Bedienung, esse dann aber im Sitzen, mit Muße und Genuß. Doch jetzt war mir nach einer Bratwurst. Danach wollte ich so schnell wie möglich nach Hause, um mir das geplante Schweineschnitzel zu grillen.
Nachdem das geschafft war, legte ich mich auf die Couch. Neben mir stand eine Tasse mit starkem Kaffee. So ließ es sich aushalten. Ich begann zum soundsovielten Mal die vergangenen Ereignisse zu überdenken. Da läutete das Telefon. Die Frau! war mein erster Gedanke. Ich sprang auf. Wenn sie es war, dann hatte sie ein geradezu hellsichtiges Gefühl, mich im verkehrtesten Moment zu stören.
Sie war es. Ich erkannte ihre Stimme sofort. Diese kaum faßbare Überlegenheit, mit der sie sekundenlang wartete, um dann völlig souverän wieder fortzufahren. Wie ein guter Tennisspieler, der auch nicht wild auf den Ball losschlägt, sondern den Bruchteil eines Augenblicks zögert, um die effektivste Schlagposition zu erwischen. So macht er den Ball des anderen zu seinem eigenen. Diese Frau mußte eine Tennisspielerin sein.
Sie sagte: „Wir sprachen heute bereits miteinander. Waren Sie in der Lerchenzeile bei Herrn Blumsack? — Wie ich es Ihnen aufgetragen hatte?“
Ich behielt nicht die Ruhe. Die Wut ließ meine Stimme zittern. „Was erlauben Sie sich? Wer sind Sie überhaupt?“
Wiederum antwortete sie nicht sofort.
„Das tut nichts zur Sache. Sie waren also dort. Was konnten Sie für Herrn Blumsack tun?“
„Er ist tot, Ihr Herr Blumsack. Und er war bereits tot, als ich sein Haus betrat.“

„Wenn ihm nicht mehr geholfen werden konnte, dann sind Sie daran schuld."
Ich schrie in das Telefon, forderte eine Erklärung, was das alles zu bedeuten habe, und verlangte den Namen der Anruferin, damit ich gegen sie vorgehen könnte.
Doch sie hatte aufgelegt.
Ich fühlte mich krank. Die Wirkung des guten Essens und des starken Kaffees war verflogen. Als ich mich wieder auf die Couch legte, war ich ein anderer als kurz zuvor. Die Hände zitterten, und diese Bewegung setzte sich über die Arme in meinem ganzen Körper fort. Der Kopf schmerzte, und ich fühlte, daß an mir nichts mehr war, was wie gewohnt funktionierte. Um mich abzulenken, verließ ich die Wohnung, setzte mich in den Wagen – eine etwas leichtfertige Idee bei meinem Zustand – und fuhr kreuz und quer durch die Stadt.
Irgendwie beruhigte mich das Fahren. Es zwang zur Konzentration. Als ich zufällig in die Lerchenzeile einbog, stand mir die Situation wieder deutlich vor Augen. Wenn mich nun hier jemand sah? Ich wurde auf mich selbst böse. Da spielte ich also bereits die Rolle, die mir diese Unbekannte zugedacht hatte. Da fühlte ich mich schon als „Täter". Was aber hatte ich getan? Es gab noch immer keine Verbindung zwischen mir und dem Toten.
Der Rest des Wochenendes war schlimm. Die Frau rief nicht mehr an. Auch der Oberleutnant meldete sich nicht. Dennoch fühlte ich mich wie ein Stück Fleisch auf einer heißen Pfanne. Ich hatte es nicht in der Hand, den Fortgang oder das Ende meiner Verflochtenheit mit dem Schicksal des mir unbekannten Herrn Blumsack zu bestimmen. Alles vollzog sich weit entfernt von mir im Dunkeln. Nur die Auswirkungen bekam ich zu spüren. Am liebsten wäre ich fortgelaufen, Bratislava, Burgas, Sotschi, alles mögliche fiel mir ein, aber auch die Frage: Sie haben doch nicht die Absicht zu verreisen? – Nein, ich mußte bleiben.
Erst am späten Sonntagabend läutete das Telefon. Es war der Oberleutnant,
„Kommen Sie doch bitte morgen früh um acht Uhr noch einmal zu mir."
„Ja natürlich, gern."
Wollte er kontrollieren, ob ich nicht doch inzwischen auf Reisen gegangen war? Hatte er diese Absicht, dann mußte er nun mit

mir zufrieden sein. Das Rufzeichen – es war nur zweimal ertönt – hatte ihm darüber hinaus bewiesen, daß ich das Wochenende fast in der Nähe des Telefons verbracht hatte.
Ich dachte eine Nacht lang weiter über die Frage nach: Wer war Alois Blumsack? Welche Verbindung bestand von mir zu ihm?
Ich konnte es beschwören, daß er mir nie begegnet war. Dennoch mußte ich ihn gekannt haben. Alles sprach dafür. Ich zerlegte mein Gedächtnis in hundert Teile. Wann war ich mit Alois Blumsack zusammengetroffen? Im Kindergarten? In der Schule? Bei der Berufsausbildung? Bei der Armee? In meiner Dienststelle? Gehörte er zu meinen Reisebekanntschaften, zu den gelegentlichen Gesprächspartnern in Bahn und Bus? War ich ihm bei einem Theaterbesuch, bei einem Aufmarsch, einem Einkaufsbummel begegnet? Hatte ich ihn im Wartezimmer der Poliklinik, im Schwimmbad, auf dem Fußballplatz, in der Vertragswerkstatt getroffen? Trotz meiner systematischen Suche nach Alois Blumsack stellte sich kein Erfolg ein. Er war in meinem Leben nicht vorgekommen.
Kurz vor acht Uhr stand ich an der Wache des Kreisamtes. Der Obermeister, derselbe, der mir zuvor „Auf Wiedersehen" gewünscht hatte, telefonierte und ließ mich passieren.
Als ich das Zimmer des Oberleutnants betrat, fühlte ich mich hundeelend. Er sah frisch und ausgeruht aus. Glücklicherweise fragte er nichts, sondern begann mir etwas mitzuteilen.
„Wir haben inzwischen den Befund der Autopsie. Herr Blumsack ist eindeutig an einem Myokardinfarkt gestorben. Volkstümlich nennt man das Herzinfarkt. Ich muß Ihnen sicher nicht erklären, worum es sich handelt."
Nein, das mußte er nicht. Ich verstand soviel von der Medizin, daß mir klar war, wie es zu dem Tod von Herrn Blumsack gekommen war. Anatomisch: ein Herzmuskelabschnitt war zugrunde gegangen. Keine seltene Sache.
Konnte ich aufatmen? War damit bewiesen, daß ich an Herrn Blumsacks Tod keinen Anteil hatte?
„Das wollte ich Ihnen eigentlich nur mitteilen. Doch unklar ist weiterhin, warum Sie in das Haus des Verstorbenen bestellt wurden. Wenn sich alles so verhält, wie Sie es darstellen. Haben Sie dazu neue Erkenntnisse?"
Ich verneinte einsilbig, denn ich hatte meine Gedanken noch immer bei Herrn Blumsacks Herzinfarkt.

„Und die unbekannte Frau, die Sie erwähnt haben – hat sie noch einmal angerufen?"
„Allerdings. Gestern mittag."
„Berichten Sie."
Während ich erzählte, spürte ich, daß mich die Frau aufregte, wenn ich nur an ihre Stimme dachte. Für einen Augenblick kam mir der Gedanke, daß diese Frau sich völlig willkürlich Männer suchen könnte, um sie fertigzumachen, ein neurotischer oder paranoider Mensch. Hatte sie etwa auch Herrn Blumsack so erledigt? Das wäre eine sehr einleuchtende Erklärung.
Es schien mir jedoch zu gewagt, diese Spekulationen vor dem Oberleutnant auszubreiten.
Ich beruhigte mich erst wieder, als ich endlich an meinem Schreibtisch im Rathaus saß. Ein Kollege hatte mir die Nachricht hinterlassen, ich möge für ihn die Auswertung der Presse vom Wochenende und vom Montag übernehmen, weil er durch einen Trauerfall in der Familie gezwungen sei, Urlaub zu nehmen.
Ich holte die Zeitungen und begann zu lesen, anzustreichen und auszuschneiden. Doch sosehr ich mich um Konzentration bemühte, der tote Alois Blumsack und die unbekannte Anruferin gerieten mir ständig zwischen mein Tun. Warum hatte ich den Oberleutnant nicht nach Angehörigen des Herrn Blumsack gefragt? Er mußte doch eine Familie haben, Verwandte, Freunde.
Ich erholte mich nicht, sondern fühlte mich schlechter. Solches Befinden kannte ich aus den letzten Wochen vor dem Jahresurlaub. Vielleicht war die Fremde am Telefon die Frau, die Tochter oder die Schwester von Herrn Blumsack? Daß es seine Frau war, wollte ich nicht zulassen, sie wäre doch wohl bei ihm gewesen. War sie aber verreist, welchen Grund sollte sie gehabt haben, gerade mich anzurufen? Bei einer Schwester oder Tochter hätte es sich vermutlich ähnlich verhalten. Immer wieder stieß ich auf die Kernfrage: Wo war die Verbindung zwischen dem Toten, der Anruferin und mir?
Als ich am späten Nachmittag nach Hause ging, sah ich den Oberleutnant schon von weitem. Vielleicht wollte er es taktvoll vermeiden, mich in meiner Arbeitsstelle aufzusuchen.
„Es hat sich etwas sehr Sonderbares ergeben."
Ich schlug vor, daß wir hineingehen.

„Noch mehr Sonderbares? Ich finde, die ganze Angelegenheit ist schon sonderbar genug", wehrte ich ab.
„Wir haben das Notizbuch des Verstorbenen überprüft. Dabei sind wir zu dem Ergebnis gekommen, daß – soweit es uns bisher gelungen ist, das festzustellen – Ihr Name darin die einzige reale Angabe ist. Mit anderen Worten: Von ‚Paul Adam' bis zu ‚Heinz Werner' scheint keine Adresse und Telefonnummer, also auch kein Name, zu stimmen. Alle diese Leute, übrigens ausnahmslos Männer, gibt es hier nicht. Es sind Phantomnamen. Nur Sie gibt es. Ihr Name stimmt, Sie existieren, Ihre Telefonnummern stimmen. Wollen Sie also weiterhin behaupten, Alois Blumsack nicht gekannt zu haben?"
Ich war nicht so müde und abwesend, daß ich nicht den versteckten Vorwurf der Lüge herausgehört hätte. Das schien mir stark. Hatte ich mich doch wirklich um eine rücksichtslose Klärung gerade der Frage nach meiner Beziehung zu Herrn Blumsack gemüht. Und bei allem Nachdenken war ich auf nichts gestoßen. Alois Blumsack war mir ebenso unbekannt wie der Bürgermeister von Melbourne. Da führte nun dieser Oberleutnant den Beweis, daß allein ich von fünfzehn oder mehr im Taschenkalender vermerkten Leuten existiere. Welch eine teuflische Verdrehung der Wahrheit.
Mir fielen Geschichten, Filme und Berichte über Justizirrtümer ein. Ich sah mich in einen langen Prozeß verwickelt, an dessen Ende trotz meiner Beteuerungen von Unschuld der Urteilsspruch „schuldig" auf Grund von Indizien stand. Ich sah eine Hausdurchsuchung heraufkommen, das eifrige Tun des gleichen Stabes, der bei Herrn Blumsack tätig geworden war. Ich sah auf meine Möbel, Pulver würde daraufgestreut werden, Klebestreifen würde man anbringen und wieder ablösen, Schubladen umkehren, das alles so lange, bei einer der Streuenden, Messenden und Fotografierenden wie ein Zauberer das Corpus delicti vorwiese, etwa die Durchschrift eines Drohbriefs, den ich – unweigerlich ich – an Herrn Blumsack geschrieben habe. Doch es gab einen solchen Brief nicht, und es gab auch nichts anderes.
Der Oberleutnant stand jetzt vor meinem Bücherschrank und betrachtete die Makondeschnitzerei, die mir ein Bekannter aus Tansania mitgebracht hatte. Ein Frauenkopf aus Ebenholz, tiefschwarz und von beeindruckender Schönheit.
Mit einem Ruck drehte er sich um.

„Warum antworten Sie nicht?“
Was sollte ich antworten? Ich konnte mich doch nur wiederholen.
„Ich habe Herrn Blumsack nie zuvor gesehen.“
„Und wie ist dann diese Eintragung zu erklären?“
„Ich weiß es nicht.“
Er glaubte mir kein Wort. Er konnte gar nicht anders. Für ihn zählten nur die Fakten. Und diese Eintragung war ein Fakt. Das erste Glied einer Beweiskette. Was aber sollte mir bewiesen werden? Daß ich – so oder so – schuldig war am Tod dieses Herrn Blumsack? Ich wußte, daß es keine Indizien dafür geben konnte. Ich allein wußte es. Wieder kam die Furcht. Denn solche Fakten konnten vermehrt auftauchen, ohne daß ich sie zu erklären vermochte. Wie kleine Rinnsale konnten sie sich am Ende zu einem Strom vereinen, der mich trotz aller Unschuld fortreißen mußte. Ich war gezwungen, meine Unschuld zu beweisen, sie zu beteuern genügte bald nicht mehr.
„Schade“, sagte er. Er sagte es ganz unmilitärisch.
Ich stand in der Haustür und sah ihn zum Gartentor gehen, hörte seine Schuhe über den Kies knirschen.
„Und es war wirklich ein Herzinfarkt, an dem Herr Blumsack starb?“
Meine Frage schlich hinter ihm her. Es lag an ihm, sich von ihr einholen zu lassen. Er blieb stehen, drehte sich etwas und schaute mich an.
„Es war ein Myokardinfarkt. Daran besteht kein Zweifel.“
Leise und gedankenverloren schloß ich die Haustür und begann den Tisch für mein Abendbrot zu decken.

Erst am übernächsten Tag rief mich der Oberleutnant wieder in meinem Büro an. Die Leiche sei nun zur Bestattung freigegeben. Die Beerdigung werde am Donnerstag um fünfzehn Uhr sein. Falls ich die Absicht haben sollte, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.
Was war besser: Zum Friedhof zu gehen oder nicht zum Friedhof zu gehen? Für beide Verhaltensweisen gab es gute Motive. Ging ich nicht zu Herrn Blumsacks Beerdigung, so konnte es heißen: Er fürchtet die Öffentlichkeit, also hat er ein schlechtes Gewissen. Nähme ich hingegen am Begräbnis teil, würde man mir insgeheim vorwerfen: Das ist ein ganz Abgebrühter, kaltschnäuzig sieht er das mit an.

Schließlich wurde meine Entscheidung durch ganz andere Überlegungen beeinflußt. Eins war sicher: Diese Frau, die Anruferin, hatte den lebenden Herrn Blumsack gekannt. Sie würde ganz bestimmt zu der Beisetzung kommen. Ich mußte also deshalb hin, ich mußte diese Unbekannte finden, koste es, was es wolle.
Wie aber sollte ich sie erkennen? Ich kannte nur ihre Stimme, und selbst die hatte ich einzig über das Telefon gehört. Es war anzunehmen, daß mehrere Frauen bei der Feier sein würden. Wie sollte ich meine Anruferin erkennen?
Auf eine recht verwegene Weise war ich dennoch zuversichtlich. Denn bei mir war inzwischen eine Art Phantombild der Anruferin entstanden. Allein aus der über die Fernsprechleitung zu mir gelangten Stimme hatte ich einen Menschen gestaltet. Wie ein Mosaik hatte ich diese Frau zusammengesetzt aus Eindrücken und Gefühlen.
Sie ist groß. Nicht unter ein Meter siebzig. Sonst wäre sie nicht so selbstbewußt, überlegen und sicher. Sie ist schlank. Zu einer gerundeten oder gar fülligen Frau paßte diese Aktion nicht. Sie ist blond. Kein mediterraner Typ, nichts Weiches, nichts Warmes, auch kein Schweiß, keine Gerüche. Eine keimfreie, desinfizierte, aseptische Blondine. Sie trägt ein helles, farbloses Kleid, ohne Ausschnitt. Hosen, gar Jeans, passen zu ihr ebensowenig wie bunte Blusen oder phantasievolle Röcke. Ihre Füße stecken in diesen schmalen, hoch- und spitzhackigen Dingern, auf denen die meisten Frauen wie zweibeinige Dromedare balancieren. Nicht sie. Sie läuft in diesen Marterwerkzeugen wie in Pantoffeln. Was bleibt noch? Die Frisur. Ihr Haar ist kurz. Ihre Haut ist blaß und ein wenig sommersprossig. Die spitze Nase hat einen scharfen Rücken. Sie trägt keine Ohrringe, keine Armbänder, keine Fingerringe. Kurzum, sie ist eine korrekt bekleidete Schaufensterpuppe mit nicht mehr als dem unbedingt Erforderlichen.
Nach dieser Frau würde ich auf dem Friedhof zu suchen haben.
So verfiel ich auf einen Kompromiß. Ich würde zur Stunde der Beerdigung zum Friedhof gehen, mich dabei aber in gehöriger Entfernung zur Trauergesellschaft halten. Mein Entschluß stand fest, ich wollte alles beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.
Ich besorgte mir einen Strauß, Tanne mit einigen Alpen-

veilchenblüten darin. Am Abend vorher hatte ich mir den Friedhof genau angesehen. So war mir die Stelle, an der das Grab für Herrn Blumsack ausgehoben war, bekannt. In einer Entfernung von etwa dreißig Metern hielt ich mich hinter Buchsbaum, Zypressen und einem größeren Grabmal verborgen. Meine Spannung steigerte sich, je länger ich auf den Trauerzug warten mußte.
Endlich sah ich, daß die Türen der Friedhofskapelle geöffnet wurden, hörte das Nachspiel des Harmoniums und sah, wie sich der Trauerzug formierte. An der Spitze ging der Pfarrer im Talar. Er schritt langsam und würdevoll dem Mittelweg zu. Dann wartete er, bis sich die Träger mit dem Sarg aus dem hinteren Ausgang der Kapelle genähert hatten. Sie bildeten nun den Anfang des Zuges, gefolgt vom Pfarrer und den Leidtragenden, den Schluß bildete ein undefinierbares Publikum, das sich immer bei solchen Ereignissen wie Hochzeiten oder Beerdigungen einzufinden pflegt, Rentner und Schaulustige.
Vorsorglich hatte ich ein Fernglas mitgebracht. Hinter dem pompösen, übermannshohen Grabstein einer Familie Krüsche hatte ich Stellung bezogen. Ich war davon überzeugt, daß man mich nicht sehen konnte. In aller Ruhe betrachtete ich die einzelnen Personen des Trauerzuges. Der Pfarrer war ein großgewachsener Mensch mit einem bleichen Gesicht. Hinter ihm ging eine Frau mit schwarzem, nicht allzu dickem Mantel und einer dunklen Baskenmütze. Klein, aber umfangreich watschelte sie etwas mühsam durch den Kies. Sie hatte, soweit ich das durch mein Glas sehen konnte, ein pausbäckiges und stark gerötetes Gesicht. Hinter ihr liefen ein Mädchen und ein Junge, beide schlank und mittelgroß, jedenfalls größer als die Frau hinter dem Pfarrer. Beide trugen grüne Anoraks und Jeans. Die ihnen folgenden Trauergäste gingen nicht einzeln, sondern in kleinen Gruppen, immer zwei oder drei nebeneinander. Es waren ausnahmslos ältere Frauen und Männer, denen man ansah, daß sie sich ebenso einsichtig wie widerstrebend in die zu alt und zu eng gewordene dunkle Kleidung gezwängt hatten. Auf ihren Gesichtern lag Mitgefühl, aber auch Furcht vor dem eigenen letzten Getragenwerden über diesen Weg. Ganz am Schluß sah ich eine Frau in einem elektrisch betriebenen Rollstuhl. Sie trug keine Kopfbedeckung, ihr Haar machte den Eindruck, als sei es gerade von fachkundiger Hand gelegt worden. Ihr Gesicht enthielt nichts, was

besonders auffällig war. Sie war in einen dunkelgrünen, pelzbesetzten Tuchmantel gehüllt. Auch diese Frau schied für mich aus.
Auf keinen von ihnen paßte auch nur annähernd die von mir konstruierte Beschreibung der Anruferin. Noch einmal betrachtete ich in Ruhe jede einzelne Gestalt. Nein, meine Anruferin war nicht darunter. Ich ließ die Hand mit dem Fernglas sinken und trat – wie zufällig – einen Schritt vor, um dem Zug, der jetzt in einer Entfernung von nur zehn Metern an mir vorüberzog, respektvoll nachzuschauen. Die Handlung am Grab wartete ich nicht ab, sondern verließ den Friedhof ohne übertriebene Eile.
Zu Hause angelangt, spürte ich eine gewisse Entspannung. Die Beerdigung von Herrn Blumsack war vorüber, der Oberleutnant hatte bei unserem letzten Gespräch nicht angedeutet, daß er meine Vernehmung fortsetzen wollte. Damit gehörten diese unerfreulichen Ereignisse, die ich noch immer nicht durchschaute, wohl der Vergangenheit an.
Irgendwie ahnte ich aber, daß dies nur ein frommer Wunsch war, eine Selbsttäuschung. Kurz nachdem ich – zur Abendsendung der Aktuellen Kamera – den Fernseher eingeschaltet hatte, ging das Telefon. Ich erschrak.
Es war dieselbe Stimme, kühl, distanziert, erbarmungslos. Eine Stimme, die ich haßte.
„Sie waren also auf dem Friedhof. Warum haben Sie nicht an der Beerdigung teilgenommen?"
Ich zwang mich zur Ruhe. Wenn ich etwas aus der Frau herausbekommen wollte, dann mußte ich ohne Emotionen reagieren.
„Woher wissen Sie, daß ich dort war?"
„Ich weiß es, das mag Ihnen genügen."
„Wollen Sie mir nicht endlich sagen, was Ihre Anrufe bezwecken sollen? Sie wissen doch genausogut wie ich, daß ich mit Herrn Blumsacks Tod nichts zu tun habe. Warum lassen Sie mich nicht in Frieden? Sie sollten sich auch einmal überlegen, ob Sie sich nicht strafbar machen – mit... mit diesen Anrufen."
Ich brachte es nicht fertig, so gelassen wie die Teilnehmerin zu reagieren.
„Sie wollen in Frieden gelassen werden? Sie?"
Dieser Satz und das sich anschließende verachtende Lachen

von ihr zerfetzten meine Fassung. Ich schrie in die Sprechmuschel und drohte ihr mit Anzeige und allen möglichen Repressalien. Erst als ich atemlos wieder schwieg, merkte ich, daß am anderen Ende aufgelegt worden war.
Am nächsten Morgen suchte ich das Kreisamt auf, um noch einmal meine Beunruhigung über die telefonischen Vorwürfe und Drohungen vorzubringen.
Ohne mich zu unterbrechen, hörte der Oberleutnant mich an. Ich berichtete von der Beerdigung des Herrn Blumsack, von meiner Hoffnung, daß die telefonischen Belästigungen danach aufhören würden, und gab schließlich eine exakte Schilderung meines letzten Gesprächs mit der Frau.
„Fühlen Sie sich in irgendeiner Weise bedroht?"
Ich überlegte.
„Bedroht? Das ist vielleicht nicht das richtige Wort. Dennoch liegt etwas Drohendes in dem, was diese Frau tut. Eine Anklage, für die ich keine Erklärung finde."
„Wir werden, um Ihnen zu helfen, nur über die Angehörigen des verstorbenen Herrn Blumsack weiterkommen."
Der Oberleutnant dachte nach.
„Es muß eine Beziehung von ihm zu Ihnen, eine Verbindung zwischen Ihnen und ihm geben. Überlegen Sie doch, kramen Sie in Ihrem Gedächtnis. Selbst die unscheinbarste Sache könnte von Bedeutung sein. Gewiß darf man auch die Möglichkeit einer Verwechslung nicht ausschließen. Ich werde die einzige noch lebende Verwandte des Herrn Blumsack, eine Schwester, die in einem Dorf im Süden der Republik wohnt, befragen lassen. Mag sein, daß Sie etwas weiß, was da weiterhilft."
Mit Dankbarkeit vermerkte ich, daß diese Äußerung des Oberleutnants zeigte, wo er stand: auf meiner Seite. Damit schien jeder Verdacht, ich könnte etwas mit Herrn Blumsacks Tod zu tun gehabt haben, beseitigt. Was also hatte ich noch zu fürchten? Dennoch, wenn sich diese Anrufe fortsetzen sollten...
Während ich zu meiner Arbeitsstelle ging, überlegte ich: Sollte ich meinen Telefonanschluß ändern lassen? Sollte ich die Streichung meiner Rufnummer im Telefonbuch beantragen? Oder sollte ich gar in eine andere Wohnung, in ein anderes Haus oder in eine andere Stadt ziehen? – Weshalb aber? Ich hatte nichts verbrochen, war mir keiner Schuld bewußt. Niemals hatte ich ein Gesetz oder eine Ordnung verletzt. Wenn ich

Bilanz machte, dann mußte ich feststellen, daß ich ein ganz normaler Bürger war.
Beispielsweise überlasse ich meinen Platz im Bus oder in der S-Bahn freiwillig einem älteren oder behinderten Fahrgast. Ich gehe nicht bei Rot über die Kreuzung, selbst wenn ich durch die Verzögerung meinen Anschluß verpasse. Ich trinke nie Alkohol, wenn ich mit dem Wagen unterwegs bin. Ich lasse Besucher nicht unnötig lange vor meinem Dienstzimmer warten. Ich versuche nicht einmal, den Klempner durch offene oder versteckte Andeutungen auf Vergünstigungen, die ich zu bieten hätte, zu bestechen, sondern warte wie viele andere zwei oder drei Jahre auf sein Erscheinen. Auch Baumaterial oder rare Artikel verschaffe ich mir nicht, indem ich meine gesellschaftliche oder berufliche Stellung dabei ins Spiel bringe. Die Kolleginnen lasse ich in Ruhe, auch die attraktivsten und selbst die, bei denen ich weiß, daß die Erlangung ihrer Gunst nicht allzu teuer wäre. Ich sitze nicht nachts in Kneipen herum und randaliere nicht auf der Straße. Sogar Radioapparat oder Fernseher laufen bei mir immer nur auf Zimmerlautstärke. Miete, Zeitungsgebühren und Versicherungsbeiträge werden von mir immer pünktlich entrichtet. Niemals habe ich einen Hund geschlagen oder einer Spinne ein Bein ausgerissen. Ich pflücke nicht Blumen heimlich in den Parkanlagen und stecke mir im Selbstbedienungsladen nichts unter die Jacke. Was also will man von mir?

Es vergingen mehrere Tage, an denen nichts geschah. Kein Anruf mehr, keine Belästigung. Doch die hinter mir liegenden Ereignisse hatten mich verändert. Ich spürte eine innere Unruhe. Sobald das Telefon läutete, schreckte ich hoch, selbst in meinem Dienstraum, in dem ich noch nie von der Unbekannten angerufen wurde. War der Teilnehmer auch ein Freund oder Bekannter, so dauerte es doch meistens Stunden, ehe ich mich wieder erholte.
Meine Gesundheit begann zu leiden. Ich schlief abends nicht ein. So war ich gezwungen, in einer Apotheke nach einem milden Schlafmittel zu fragen. Man gab mir Benedorm – „guten Schlaf". Ich lag damit zwar nicht mehr lange wach, doch einen guten Schlaf bescherte mir auch dieses Mittel nicht. Am Morgen war ich jeweils wie gerädert, und den ganzen Tag über zeigte ich mich gereizt. Ich begann überall Widersacher zu

entdecken, Leute, die mir übelwollten; so zog ich mich von Kollegen und Freunden zurück, weil ich meinte, sie seien nur darauf aus, mir ein Bein zu stellen. Außerdem ärgerte mich die Fliege an der Wand.
Das ging so weit, daß ich den Spieß umdrehte, daß ich es den anderen „zeigte". Stieg eine alte Frau in den Bus, der voll besetzt war, so verbarrikadierte ich mich hinter der Zeitung und las stur und ohne aufzuschauen. Ich las, bis ich aussteigen mußte oder die ältere Frau woanders einen Platz bekommen hatte.
Ich nahm es nun auch mit Vorschriften, die ich früher selbstverständlich beachtet hatte, nicht mehr sehr genau. Ich schrie Kinder an, weil sie sich, meiner Meinung nach, nicht anständig benommen hatten, und beschimpfte ihre Lehrer oder Erzieher. Ich kürzte Wege ab, indem ich über die Rasenecken in den Anlagen hinwegtrampelte. Kam ich an Baustellen vorbei, so sammelte ich mir Holz auf oder Schrauben, die herumlagen. Fuhr die S-Bahn nicht pünktlich ein, so verlangte ich lautstark Rechenschaft von dem Aufsichtshabenden. Kurzum, ich entwickelte mich zu einem Sonderling, zu einem Menschen, mit dem nicht auszukommen war.
Es mochten etwa drei Wochen seit dem letzten Anruf der Unbekannten vergangen sein. Sie hatte sich zwar in dieser Zeit nicht mehr gemeldet, aber mein Zustand war schlimmer geworden. Ich mußte einen Arzt aufsuchen. Ich beabsichtigte, am späten Vormittag in die Poliklinik zu gehen.
Mein Frühstück hatte sich von einer Zeremonie zu einer mißmutig absolvierten Routine gewandelt. Ich schlang die Bissen in mich hinein oder nahm nichts zu mir, weil mir jeder Appetit fehlte, ich verbrühte mich mit dem heißen Kaffee und hatte wieder einen Grund, lauthals zu fluchen, oder ich trödelte so lange herum, bis das Getränk lauwarm war. Ich hatte auch wieder begonnen zu rauchen.
Es war gegen zehn Uhr, und so war es Zeit, mich auf den Weg zur Poliklinik zu machen. Ich trat ans Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Da machte ich eine sonderbare Entdekkung.
Auf der gegenüberliegenden Straßenseite fuhr eine Frau im Rollstuhl auf und ab. Sie tat es gemächlich, als warte sie auf jemand oder sei dabei, eine Zwischenzeit totzuschlagen. Sie hielt sich dabei immer in der Distanz zwischen zwei Peitschen-

masten. Zunächst schaute ich ihrem Treiben teilnahmslos zu. Plötzlich durchzuckte mich eine Erkenntnis. Diese Frau kannte ich von Herrn Blumsacks Begräbnis. Es war jene Frau im Rollstuhl, der ich damals kaum einen Blick gegönnt hatte. Sie war zu verschieden von dem Bild, das ich mir von der Unbekannten gemacht hatte.
Nun schlug ich mir an die Stirn. Wie konnte ich so dumm sein und auf mein dilettantisches Phantombild hereinfallen! Wie konnte ich mir selbst den Blick auf Realitäten verbauen, indem ich die Anruferin so und nicht anders entworfen hatte! Oder war ich dabei, einen neuen Fehler zu machen? Konnte diese Behinderte nicht rein zufällig dort auf und ab fahren? Mußte das mit mir zu tun haben? Widersprach es nicht geradezu den Erfahrungen mit der Unbekannten, die mich nur telefonisch belästigt hatte, daß sie jetzt vor meiner Tür stehen sollte?
Trotz solcher Warnungen, die ich mir selber aufbaute, war mir, als erwachte ich aus einem tiefen Schlaf. Ich ging zur Diele, zog den Wintermantel mit dem Pelzfutter an, setzte die Schapka auf, zog die Fellhandschuhe über und war ganz ruhig. Ich sagte mir dauernd, daß ich die Fehler der letzten Zeit nicht durch einen neuen vermehren dürfte. Diesmal mußte ich kühl, beobachtend, distanziert bleiben. Diese Frau konnte die Anruferin sein, doch ich durfte mich nicht darauf festlegen, mußte auch einen Irrtum mit einbeziehen.
Ich öffnete die Haustür und wartete einen Augenblick. Die Frau stoppte ihren Rollstuhl und sah mich an. Sie war – wie am Tag der Beisetzung – sehr gut frisiert und trug denselben dunkelgrünen, pelzbesetzten Tuchmantel, wie ich unschwer erkannte. Ich durfte mir nichts anmerken lassen.
Ich ging zur Gartentür und kramte in meinen Manteltaschen, als suche ich nach einem Schlüssel. Die Frau stand noch immer auf der anderen Straßenseite und fixierte mich. Bedächtig, Schritt für Schritt, lief ich auf sie zu. Als ich vor ihr stand, sagte ich ohne jedes Engagement in der Stimme: „Kann ich Ihnen vielleicht helfen? Suchen Sie jemand?“
Die Frau hatte ein schmales, nicht häßliches Gesicht. Ihre Wangen waren gerötet, die Augen, grau und etwas zu streng, halb neugierig, halb abweisend, waren auf mich gerichtet. Sie tränten ein wenig. Doch das mochte von der Kälte kommen.
„Nein. Sie können mir nicht helfen.“
Obwohl sie leise gesprochen, fast geflüstert hatte, wußte ich

sofort: Sie ist es. Ich empfand es wie einen elektrischen Schlag. Wie sollte es nun weitergehen? Ich mußte ruhig bleiben.
„Sie beobachten meine Wohnung?"
„Was erlauben Sie sich! Sie sind unverschämt. Belästigen Sie mich nicht!"
Ich hatte es wohl wieder falsch angefangen. Ich durfte nicht auf ihre Gereiztheit reagieren.
„Wenn mich nicht alles täuscht, so habe ich Sie bereits gesehen. Es war auf dem Friedhof, bei der Beerdigung... bei einer Beerdigung. Oder irre ich mich?"
Die Frau schaute mich prüfend an, weiter Mißtrauen und Feindschaft im Blick. Rang sie um eine Antwort? Sie ließ sich Zeit, viel Zeit. Plötzlich ließ sie den Kopf sinken, auch ihre Hände glitten von den Griffen des Rollstuhls hinab. Ihre Stimme klang heiser und nicht mehr so sicher wie sonst.
„Nun gut. Warum soll ich mich verstecken? Ich weiß, wer Sie sind. Der Behördenangestellte Gunter Mirschner. Sie kennen auch meinen Namen. Nur die Zusammenhänge sehen sie nicht. Natürlich werden Sie mich ebenso schnell vergessen wie Herrn Blumsack, an den Sie sich doch schon jetzt nicht mehr erinnern wollen, obwohl Sie ihn auf dem Gewissen haben."
Nachdem sie den letzten Satz herausgestoßen hatte, hob sie den Kopf und sah mir voll in die Augen.
„Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich habe Herrn Blumsack nichts getan. Absolut nichts."
Am liebsten wäre ich fortgelaufen. Es demütigte mich, daß diese Frau mir überlegen war, daß ich in ihren Behauptungen zappelte wie eine Fliege im Netz der Spinne. Hatte sie mich nicht schon tief genug ins Elend gestoßen durch ihre Anrufe, mußte ich ihr nun noch Auge in Auge standhalten, ihr und ihren haßerfüllten Phrasen? Doch ich hatte es selbst so gewollt. Sie griff unter die Decke, die über ihre Beine gebreitet war. Es hätte mich nicht überrascht, plötzlich einen Revolver in ihrer Hand zu sehen. Aber es war keine Schußwaffe, es war ein Brief, den sie mir hinhielt.
„Ich wollte Ihnen das in den Briefkasten stecken. Da ich Sie aber getroffen habe – warum sind Sie eigentlich zu dieser Zeit zu Hause? –, kann ich es Ihnen auch übergeben."
Ich nahm ihr den Brief ab, und während ich noch auf meinen Namen starrte, der, sauber mit Maschine geschrieben, auf dem Umschlag stand, drehte die Frau ihren Rollstuhl und fuhr

davon. Ich sah ihr nach. An der nächsten Querstraße bog sie links ein und war verschwunden. Zögernd ging ich in mein Haus zurück. Hatte ich die Begegnung geträumt? Doch da war dieser Brief. Er bestand aus mehreren mit Maschine eng beschriebenen Seiten:

„Werter Herr Mirschner!

Was ich Ihnen zu sagen habe, werde ich aufschreiben. Nicht, daß ich Furcht hätte, es Ihnen ins Gesicht zu sagen, aber es könnte dazu kommen, daß Sie vor mir stehen, und es wäre mir unerträglich, wenn Sie auf mich herabsehen. Wir sind keine gleichwertigen Partner, Sie mit Ihrem aufrechten, gesunden Körper und ich in meinem Rollstuhl. Nein, so möchte ich mich Ihnen nicht ausliefern. Sie ahnen es bereits, ich bin jene Frau am Telefon. Woher ich Sie kenne? Wir haben einen langen und umfangreichen Briefwechsel miteinander geführt.

Der Anlaß dazu liegt noch nicht allzu lange zurück. Sie werden sich vermutlich sehr schnell daran erinnern. Es handelt sich um die Räumung des Uferstreifens rund um den Untersee. Und ich bin jene behinderte Frau, von der Sie wohl ein Dutzend Briefe in dieser Sache erhalten haben. Sie haben alle Schreiben beantwortet, fast alle.

Sie kennen also mein Schicksal und wissen aus den Briefen, daß ich mit fünfundzwanzig Jahren in einen Unfall verwickelt wurde. Als ich an einem Herbstabend mit dem Fahrrad auf dem Heimweg war, erfaßte mich ein Wartburg; der Fahrer, volltrunken, wie sich herausstellte, fand dabei den Tod. Ich lag Monate im Krankenhaus und kehrte schließlich als Krüppel in das Haus meiner Eltern zurück. Beide Beine mußte man mir amputieren. Seit dem Tod meiner Eltern vor einigen Jahren bewohne ich das Häuschen am Untersee allein. Meine wirtschaftliche Lage ist nicht schlecht. Als freischaffende Mitarbeiterin verdiene ich mehr, als ich bei dem Leben, das ich führe, ausgeben könnte. Vor Jahren lernte ich Herrn Blumsack kennen. Er war schon damals Rentner. Einen Herzinfarkt hatte er gerade so überstanden. Er mußte sich sehr schonen. Da er ein recht impulsiver Mensch war, fiel ihm das nicht immer leicht. Wie trafen uns oft, hörten Schallplatten, sprachen über Literatur oder lasen, jeder für sich.

An einem Apriltag vor drei Jahren war er richtig aufgekratzt, als er zu mir kam. Er habe da eine grandiose Idee, meinte er. Für eine junge Frau sei es nicht normal, wenn sie sich ständig

unter Büchern, Manuskripten, Plattenspieler und Fernseher begrabe. Ich müsse – wenigstens in der warmen Jahreszeit – an die Luft, in die Sonne. Er werde den zum Grundstück gehörenden Uferstreifen kultivieren, einen Steg bauen, Sträucher und Bäume pflanzen und mir einen Bikini, eine Liege und ein Schlauchboot besorgen.
Zunächst war ich befremdet. Mein Fortbewegungsmittel und Aufenthaltsort war der Rollstuhl. Ich hatte mich damit abgefunden. Sollte ich wirklich im Bikini auf einem Steg liegen oder auf dem See herumpaddeln? Doch er ließ nicht locker, machte mir immer wieder Mut. Die Ausführung seines Plans verjüngte ihn sichtlich. Er kaufte alles, was gebraucht wurde, natürlich bezahlte ich die Rechnungen. Dann begann er sein Werk, und zum Beginn des Sommers war alles fertig. Da gab ich mich geschlagen. Ich hätte es nicht fertiggebracht, ihn zu enttäuschen. So tat ich alles, was er sich für mich ausgedacht hatte. Wenn ich auf dem Steg oder im Schlauchboot lag, legte ich über meine Beinstümpfe ein Handtuch, ich wurde braun von der Sonne, müde von Wasser und Wind und fühlte mich beinahe wie die anderen Frauen meines Alters.
Vor etwa einem Jahr erhielt ich vom Rat der Stadt die Mitteilung, daß beschlossen worden sei, einen etwa zwanzig Meter breiten Uferstreifen zu räumen, um den See allen erholungssuchenden Bürgern zugänglich zu machen. Ich erschrak. Nach so kurzer Zeit sollte das Stück Normalität, das ich durch Herrn Blumsacks Hilfe wiedergewonnen hatte, verlorengehen? Ich ahnte sogleich, daß gegen diese Entscheidung nichts zu machen war. Ich bin ein Mensch, der einen klaren Blick für die Realitäten hat, für Machbares und Unerreichbares. Ich wußte, daß ich an dem Verlust dieser Sommerfreuden ebensowenig zugrunde gehen würde wie an den viel schlimmeren Veränderungen, in die ich durch den Unfall geraten war.
Doch Herr Blumsack war ganz anderer Meinung. Es kam zu langen Gesprächen zwischen uns. Er warf mir Kapitulation vor, Feigheit und Unterwürfigkeit bestimmten mein Wesen, sagte er. Und wenn ich schon so müde sei, mir das bieten zu lassen, dann werde er für mich kämpfen. Und das tat er. Immer neue Argumente fand er für mein Bleiben am See, er schrieb Brief um Brief, immer eindringlicher, doch auf jeden folgte eine neue Ablehnung. Ich habe die Briefe, die er aufgesetzt und geschrieben hat, nur unterschrieben. Halbherzig, vom Miß-

erfolg dieser Aktion im Innern überzeugt. Doch was sollte ich machen?
Wie schon gesagt, trugen alle Ablehnungen Ihre Unterschrift. In Ihren Schreiben zitierten Sie Gesetze, Verordnungen und Beschlüsse. Fazit: Eine Ausnahme könne es nicht geben. Es war makaber, als Sie schließlich ein Waldgrundstück als Äquivalent anboten. Sollte ich mich im Bikini dort hinlegen? Erst als die Bulldozer kamen und alles plattwalzten, als ich die Mitteilung über die Höhe der Entschädigung, die mich doch für nichts entschädigen konnte, in der Hand hielt, resignierte auch Herr Blumsack. Seine ihm noch verbliebene Kraft hatte er voll und ganz für mich eingesetzt. An meiner Freude hatte er sich gestärkt. Der Rückschlag, die Unfähigkeit, eine Ausnahme zu erwirken, ließ ihn zusammenbrechen. Er kämpfte wie ein Berserker, suchte überall nach einem anderen Seegrundstück für mich, doch alles blieb erfolglos.
Am Morgen des Tages, an dem er starb, rief er mich an. Er wußte, wie er dran war, und ich verstand es sofort. Das, was die Grundstücksangelegenheit nicht vermocht hatte, geschah nun. Ich geriet in Zorn. Mit Herrn Blumsacks Tod waren Sie mein Feind geworden. Ich fertigte ein fingiertes Taschenbuch an, es enthielt unter vielen erfundenen Namen nur Ihren Namen als nachprüfbar und vorhanden. Ich tauschte mein Taschenbuch gegen das von Herrn Blumsack benutzte aus. So hoffte ich, Sie unauflöslich an den Tod von Herrn Blumsack zu ketten. Mehr konnte ich nicht für ihn tun. Er war bereits tot, als ich sein Haus aufsuchte.
Sie haben Herrn Blumsack auf dem Gewissen, Sie mit Ihren Gesetzen und Verordnungen, mit Ihren hieb- und stichfesten Schreiben. Natürlich werde ich Ihnen nicht schaden können, allenfalls konnte ich Ihnen eine Lektion erteilen. Sie werden sie bald vergessen haben. Sie werden weiter nach Recht und Gesetz Entscheidungen fällen, und Sie werden wie früher ein gutes Gewissen dabei haben. – Ich mache mir nichts vor. Aber ich verachte Sie. B. K."
Ich las den Brief mehrmals. Seine Anklagen waren ebenso ungeheuerlich wie ungerecht. Da ich es in der Wohnung nicht mehr aushielt, lief ich durch die Straßen. Ich verspürte weder Hunger noch Durst. Ich hatte nur einen Gedanken: Dieser gemeinen und niederträchtigen Anklage ein Ende zu machen. Ich hatte keine Schuld und war nicht bereit, mir von einer Ver-

rückten eine solche aufladen zu lassen. Ich hatte das getan, wozu ich nach Recht und Gewissen verpflichtet war. Und am Tod dieses Herrn Blumsack war ich schon gar nicht schuld.
An den Vorgang erinnerte ich mich sehr wohl. Ich hatte viele Briefe in dieser Sache beantworten müssen. Es war dabei hart hergegangen, denn niemand wollte sein Stück Seeufer freiwillig hergeben. Ich erinnerte mich, daß mir das Schicksal dieser jungen Frau nahegegangen war. Doch eine Ausnahme durfte es nicht geben. Die Seen allen zugänglich zu machen war eine gesellschaftliche Aufgabe. Da hätten auch alte Leute, die seit fünfzig Jahren dort wohnten, und Väter und Mütter mit kleinen Kindern zu Recht eine Ausnahme fordern können.
Wenige Minuten nach zwölf betrat ich das Kreisamt. Ich mußte den Oberleutnant sprechen. Wortlos legte ich ihm den Brief auf den Tisch.
Während er zu lesen begann, setzte ich mich auf einen Stuhl, der am Fenster stand. Es dauerte lange, bis er sich von dem Brief losriß und mich ansah.
„Was wollen Sie gegen diese Frau unternehmen?"
Bei der so direkt gestellten Frage wurde ich unsicher. Vorher waren meine Wünsche nach Vergeltung zwar stark, aber doch mehr theoretisch. Nun mußten sie umgewandelt werden in klare Absichtsformulierungen. Mit allen sich daraus ergebenden Folgen. Ich sah aus dem Fenster in den blaßblauen Winterhimmel. Irgendwo in einem fernen Haus ahnte ich eine junge Frau, eine Behinderte. Ihr Leben war nicht beneidenswert. Ihr Schicksal hatte sie nicht selbst verschuldet. Wieviel Kraft hatte sie aufbringen müssen, um solchen Schlägen standzuhalten, um nicht am Leben zu verzweifeln. Sollte ich nun zu einem weiteren Schlag gegen sie ausholen?
„Ich weiß es nicht. Die Sache hat mich sehr mitgenommen. Ich müßte erst einmal Abstand gewinnen. – Was mich jetzt am meisten beschäftigt, sind die Vorwürfe gegen mich. Wie denken Sie über die Anschuldigung, daß ich am Tod des Herrn Blumsack schuldig sei? Kann mir etwas vorgeworfen werden?"
Der Oberleutnant antwortete ohne Zögern.
„Nach Lage der Dinge trifft Sie keine Schuld. Sie haben völlig korrekt gehandelt. Niemand kann Ihnen etwas vorwerfen. Niemand!"
Das tat mir wohl. Es war, als sei ein Felsbrocken weggerollt worden, unter dem ich gelegen hatte. Ich fühlte, wie ich wieder

frei atmen konnte. Die Last der vergangenen Wochen war von mir genommen.
Ich bedankte mich bei dem Oberleutnant und verabschiedete mich. Während ich nach Hause ging, wußte ich, daß ich in der Tat Herrn Blumsack bald vergessen werde. Die Anrufe dieser Frau werden sich nicht wiederholen, und in absehbarer Zeit würde ich wieder der sein, der ich vor dem neunten Februar war. Niemand durfte mir in dieser Sache mehr etwas vorwerfen. So hatte es der Oberleutnant gesagt. Niemand!
Endlich konnte ich mich auf das nächste Frühstück richtig freuen, auf den Kaffee, das Toastbrot, den Schinken...

0,25

31235